GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Ein Kind und Arbeit!“ : Mutterschaftsentwürfe in Texten von deutschen Autorinnen um 1900

Lange-Kirchheim, Astrid

2006

https://doi.org/10.25595/1866

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lange-Kirchheim, Astrid: *„Ein Kind und Arbeit!“ : Mutterschaftsentwürfe in Texten von deutschen Autorinnen um 1900*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 12 (2006) Nr: 18, 81-106. DOI: https://doi.org/10.25595/1866.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Astrid Lange-Kirchheim

„Ein Kind und Arbeit!“

Mutterschaftsentwürfe in Texten von deutschen Autorinnen um 1900

„Wie viel Mutter braucht das Kind?“ – titelte die *Badische Zeitung* kurz vor Weihnachten 2004 eine ganzseitige Besprechung von allerlei Erziehungsratgebern für den Gabentisch.[1] Und die Rezensentin gibt zu, dass sie angesichts dieser Empfehlungen am liebsten antworten möchte: „So wenig wie möglich“. Das spiegelt die Ambivalenz, in welche der ‚Mutterberuf‘ heute geraten ist. Standen noch vor einigen Jahren die besonderen Fähigkeiten der Mutter, vor allem ihr Einfühlungsvermögen, im Vordergrund – mindestens „good enough“ hatte sie laut Winnicott zu sein[2] –, verschob sich der Fokus bald auf den „kompetenten Säugling“ und heute auf das „kompetente Kind“.[3] Vielleicht kann diese veränderte Perspektive zum Abschied von der mythisch verklärten idealen Mutter einerseits, von der Schuld der Mütter andererseits beitragen.[4] Wie belastet der Mutterbegriff durch seine nationalsozialistische Instrumentalisierung immer noch ist, zeigt sich, wenn ein Aufsatz zur deutschen Frauenbewegung mit den Worten beginnt: „‚Mütterlichkeit‘ hatte in allen deutschen Frauenbewegungen vor 1933 – einschließlich der sozialistischen – einen guten Klang“.[5]

Um 1900 – im beginnenden „Jahrhundert des Kindes“ (Ellen Key) – haben die Begriffe *Mutterschaft* und *Mütterlichkeit* Hochkonjunktur: Das spiegelt sich in fiktionalen und expositorischen Texten über „Die Mütter“ oder „Die neue Mutter“,[6] über „Das Recht der Mutter“,[7] über „Mutterschaft und geistige Arbeit“,[8] über „Mutterschutz“ und „Neue Ethik“[9] usw. Dabei stehen sich ‚Mutterschaft‘ im vorrangig literalen, d. h. im biologischen Sinne und ‚Mütterlichkeit‘ im vorrangig übertragenen Sinne gegenüber. Der – übrigens von Freud geschätzte – Arzt Paul Julius Möbius vertrat die Auffassung, dass Mutterschaft der ‚natürliche Beruf der Frau‘ sei. „Ein Weib, das nicht Mutter ist, hat seinen Beruf verfehlt“.[10] Wie sehr solche Lehren sich in das Selbstverständnis von Frauen zur innersten Überzeugung einfleischen können, zeigt noch Schnitzler in seinem Drama *Der einsame Weg,* in dem eine kinderlos gebliebene Frau, eine Schauspielerin, depressiv äußert: „Eine Frau, die kein Kind hat, ist gar nie eine Frau gewesen“.[11] Das Rhetorische, d. h. Unredliche an der Behauptung von Möbius ist die metaphorische Verwendung des

Begriffs ‚Beruf': Der Mutterberuf wird auf der gleichen Ebene angesiedelt wie der gelehrte oder der künstlerische Beruf. Damit wird eine Wahrheit persuasiv erschlichen. Andererseits dekonstruiert sich der Satz, ‚der natürliche Beruf der Frau sei die Mutterschaft' selbst, denn etwas, das Natur, d. h. Instinkt, Trieb, sein soll, kann hier nur mit Hilfe seines Gegenbegriffs, nämlich Kultur, definiert werden. Einen ‚natürlichen Beruf' gibt es nicht; betreibe ich aber Mutterschaft als Beruf, setzt das eine kulturelle Entscheidung voraus, der ihrerseits eine Konstruktion des ‚Wesens' der Frau vorhergeht.

Zum Muttersein qualifiziert das Weib, laut Möbius, seine Tierähnlichkeit. Denn evolutionsbiologisch stehe die Frau als Gefühlswesen unter dem Mann, dem Geistwesen, aber über dem Tier, dem reinen Instinktwesen.

> Aus Gefühl handeln, aus Gefühl etwas für wahr halten, heißt es halb instinktiv tun. (...) Der Instinkt nun macht das Weib tierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. In ihm ruht ihre eigentümliche Kraft, er macht sie bewundernswert und anziehend. Mit dieser Tierähnlichkeit hängen sehr viele weibliche Eigentümlichkeiten zusammen (...).[12]

Aus diesem „Mittelzustande" erklärt sich die beschränkte Moral, die Enge des Gesichtskreises, die Eignung für die Kinderaufzucht: „[Die Frauen, A. L.-K.] leben in den Kindern und dem Manne, was jenseits der Familie ist, interessiert sie nicht".[13] Um den Naturberuf der Frau zu erhalten, muss laut Möbius alles von ihm entfernt werden, was ihm schadet, und das ist „die übermäßige Gehirntätigkeit, welche das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank macht". Denn „gesund und dumm" will Möbius das Weib. „[Je, A. L.-K.] besser die Schulen werden, desto schlechter werden die Wochenbetten, umso geringer wird die Milchabsonderung, kurz, umso untauglicher werden die Weiber".[14]

Gegen diese frauendiskriminierende medizinische Sicht – Helene Böhlau nimmt sie mit ihrem Romantitel *Halbtier!* programmatisch ins Visier[15] – setzt die bürgerliche Frauenbewegung, wenn auch in ebenfalls differenzfeministischer Argumentation, dezidiert die ‚kulturelle Mission der Frau', die sie im Konzept der ‚Mütterlichkeit' fasst. Diese bezieht sich auf die Frau als natürliche und zugleich geistige Mutter des Kindes sowie auf die berufstätige Frau, die ihre weibliche Eigenart, z. B. als Lehrerin, in den Dienst der Gesellschaft stellt. Mit dem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit", auch „erweiterte", „soziale" oder später „organisierte Mütterlichkeit" genannt, sollte der eigene Beitrag der Frauen zur kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung sichtbar gemacht werden.[16] Die Ungleichheit der Geschlechter wird bejaht, indem ihre Komplementarität herausgestellt wird: die Frauen trügen etwas zur Kultur bei, was Männer nicht könnten. Die Privatsphäre des Hauses, in dem die sozialen Leistungen der Frauen, wie Kindererziehung, Krankenpflege, Fürsorge für Alte und Behinderte erbracht werden, wird geöffnet, indem z. B. durch Petitionen der Frauenverbände eine Verbesserung der Mädchenerziehung gefordert wird. „Schafft uns bessere *Lehrerinnen*, und wir werden bessere

Mütter und durch diese bessere *Menschen* haben“.[17] Die Erschließung weiblicher Arbeitsbereiche – von der „Macht der Arbeit“, dem „Adel der Arbeit“ ist die Rede[18] –, sollte die kulturelle Leistungsfähigkeit der Frau beweisen und im Blick auf die Zukunft die Einsicht befördern, dass den Frauen staatsbürgerliche Rechte (wie das Stimmrecht) nicht länger vorenthalten werden dürften.

Die Betonung der Mütterlichkeit sollte nicht zuletzt die Bedeutung der Mann-Frau-Beziehung für das Leben der Frauen relativieren, sie aus der Abhängigkeit von *einem* Mann herauslösen und ihnen eine weibliche Öffentlichkeit schaffen. ‚Mütterlichkeit‘ wurde damit zum Gegenbegriff von ‚Weiblichkeit‘, denn im 19. Jahrhundert reduzierte ‚Weiblichkeit‘ die Frau auf ein Geschlechtswesen, das nicht ohne Zuordnung zum Mann denkbar war. Von hier aus wird verständlich, dass mit der Bestimmung des Wesens der Frau unter dem Aspekt des Mütterlichen Vorstellungen von Askese verknüpft waren. So befürwortete die gemäßigte Frauenbewegung unter Helene Lange das Berufszölibat für Lehrerinnen. Das Interesse, Frauen als eigenverantwortliche Wesen unabhängig von Männern zu konzipieren, führte schließlich auch zu vermehrter Diskussion von unehelicher Mutterschaft, der Situation alleinstehender Mütter und zur Marginalisierung des Mannes. Vorstellungen von ‚keuscher Mutterschaft‘ und, damit einhergehend, eine Sakralisierung der Mutter-Kind-Beziehung gehören in den Umkreis dieser Versuche, Mutterschaft/Mütterlichkeit als ‚positive Differenz‘ gegenüber Männern zu denken.[19]

An vier Erzähltexten um 1900 werde ich nun aufzeigen, wie die Autorinnen Gabriele Reuter, Hedwig Dohm, Franziska zu Reventlow und Helene Böhlau mit diesen Diskursen als Vorgaben umgegangen sind.

Gabriele Reuter: *Evis Makel*[20]

Mutterschaft als ‚natürlichen Beruf‘ der Frau thematisiert Gabriele Reuter in ihrer Erzählung *Evis Makel* auf ganz eigene Weise. Analytisch aufgebaut, beginnt die Geschichte mit ihrem Ende, mit einer toten Frau: Die Spannung steigernd, werden wir vom Text nur allmählich mit den Umständen dieses Todesfalls bekannt gemacht. Zu Grabe getragen wird ein ‚Fräulein‘, von einigen abschätzig „alte Jungfer“ genannt, die Bezeichnung ‚Frau‘ wird ihr verweigert: „Nein, – Frau – das war sie freilich nicht ...“. Diese Opposition von totem Frauenkörper und ritualisierter Diskussion um seine Benennung macht gleich zu Anfang klar, dass es *die* Frau nicht gibt, sondern nur ihre Konstruktionen. Die „schöne Rede“ des Predigers, der „das sanfte, hilfreiche Wesen der Verstorbenen preist“, aber gleichzeitig der Familie gegenüber vieldeutig Schonung an den Tag legt, fügt weitere Zuschreibungen hinzu:

> Nur Gott allein kann in das Verborgene schauen, (...) laßt uns darum nicht verdammen. Eines wollen wir festhalten: sie hat viel geliebt – und wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden. (S. 151)

Die Verstorbene wird als Gefallene, als große Sünderin wie Maria Magdalena aufgebaut. Hier rekrutiert sich die Kirche nicht nur ihre Sünderin selbst, sondern bestätigt sich im Prediger ihre staatstragende Funktion, ihre Partizipation an der Definitionsmacht. Begraben wird eine Stigmatisierte, befriedigt wird ein Ausgrenzungsbedürfnis.

Denn in ‚Wahrheit' handelt es sich bei diesem ‚Fräulein' um eine etwa 50jährige ledige Frau, der es trotz bürokratischer Schwierigkeiten gelungen war, ein Kind zu adoptieren.[21] Ursache ihres Todes ist das Leiden, das sie heimsucht, nachdem die Adoptiv-Tochter mit einem Liebhaber auf und davon gegangen ist. Gabriele Reuters Geschichte handelt von der Performativität der Diskurse. Die Tochter hat das Gerede der Leute internalisiert, sie sei gar kein Waisenkind, sondern die Folge eines Fehltritts ihrer Pflegemutter, die somit also ihre biologische, leibliche Mutter sei. Der Adoptionsakt einer unverheirateten Frau wird von der Umwelt als Maskierung eines unehelichen Kindschaftsverhältnisses interpretiert und die „jungfräuliche Mutter", Maria mit dem Kinde, in ihr Gegenteil, Maria Magdalena, verkehrt. Was hier buchstäblich wahr ist, die „jungfräuliche Mutter", wird zum Spitznamen, den Evi auf den Amtsstuben erhalten hat (S. 156). Die ‚soziale Mutterschaft' der unverheirateten Frau stellt offenbar einen solchen Normenverstoß dar, dass er, da man ihn juristisch nicht ahnden kann, in einen anderen Normenverstoß verwandelt werden muss, um das Fräulein Mutter ausgrenzen und zusammen mit der Tochter stigmatisieren zu können. Die Adoptivtochter entwickelt allmählich in sich ein Bild von Verworfenheit, was zur Folge hat, dass sie auf die entwürdigenden Annäherungen „alter und junger Männer" (S. 160) eingeht, welche sich berechtigt glauben, die Tochter einer „Gefallenen" ihrerseits als „Gefallene" benutzen zu können. Sie lässt die Pflegemutter mit dem Vorwurf zurück, mit dem Adoptionsakt habe sie die eigene Tochter verleugnen wollen. An diesem Verlust und der doppelten Etikettierung von Mutter und Tochter als „Gefallenen" geht Evi zugrunde.

Es zeugt von Gabriele Reuters Kenntnis gesellschaftlicher Mechanismen, dass sie ihr Experiment sozialer Mutterschaft nicht etwa an staatlichen Hürden scheitern lässt, sondern an der Macht der Diskurse, welche die Einzelnen internalisiert haben. Dazu gehört die misogyne Konstruktion von Weiblichkeit, ihre Spaltung in gut und böse, Maria und Eva, asexuell und sexuell usw. Die Misogynie besteht darin, dass der positive Term nur die zu durchschauende Maskierung des negativen darstellt: dass stets hinter einer aufopferungsfreudigen *Evi* erfolgreich eine sündige *Eva* hervorgeholt werden kann. Hierzu gehört die Ähnlichkeit, die Otto Weininger zwischen der Mutter und der Dirne hergestellt hat: Beide seien sie in Bezug auf die Individualität des sexuellen Komplements, den Mann, anspruchslos, der Mutter gehe es nur um das Kind, der Dirne nur um den erotischen Genuss.[22] Es zeugt weiterhin für Gabriele Reuters Einsicht, dass sie Evi nicht nur Opfer sein, sondern ihr Schicksal wie in der griechischen Tragödie selbst mit hervorbringen lässt: Reuter hat deutlich deren 5-aktiges Schema zur Darstellung ihres „unabwendbaren Verhängnisses" (S. 163) benutzt. Die Protagonistin partizipiert an den herrschenden Denkweisen, wie

der Polarisierung in ‚gut‘ und ‚böse‘, wenn sie sich mit den Worten: „Ich habe ein fleckenloses Leben hinter mir“ (S. 155) gegenüber der leichtsinnigen Pflegetochter aufbaut, die sie von einem unanständigen zu einem anständigen Mädchen zurückerziehen möchte. Das Mädchen solle sich nicht ‚wegwerfen‘, so lautet ihre Ermahnung an die Tochter: Das aber ist wortwörtliche Väter-Brüder-Männerrede, welcher gemäß herrschender Geschlechterordnung obliegt, die weibliche Sexualität zu regulieren und zu kontrollieren. Man vergleiche etwa in dem fünf Jahre später erschienenen Roman Thomas Manns die zweimal wiederholte Ermahnung des Thomas Buddenbrook, als er sich von seinem Blumenmädchen Anna endgültig verabschieden muss: „Aber wirf dich nicht weg, hörst du, Anna? Denn bis jetzt hast du dich *nicht* weggeworfen, das sage ich dir“.[23] Derjenige, der die Definitionsmacht hat, und sei er selbst nur der erste in der Reihe der Liebhaber, entscheidet, wann ein Fall von ‚Wegwerfen‘ vorliegt.

Evi gibt ihrer Adoptiv-Tochter den Namen Lina. Das ruft die ‚schöne Helena‘ auf. Sie phantasiert also ihre Tochter genau in das Verhalten hinein, das diese später an den Tag legen wird: das einer männerbetörenden Frau. Gleichzeitig erwartet sie aber von ihr, dass sie ‚verheiratbar‘, also anständiges Mädchen bleibe. Damit unterwirft sie die Heranwachsende einem *double bind*, der exakt der herrschenden Polarisierung des Weiblichen in Heilige und Hure entspricht. Der Name „Lina“ signalisiert zugleich Evis innerseelische Verwundung, ihren eigenen unerfüllten Liebeswunsch. Diese Verwundung ist kulturell bedingt: Evi verliert ihre Jugend in der Pflege ihrer kranken Mutter. Solche aufopfernde Pflege wertet Freud in seinen gleichzeitig erscheinenden *Studien über Hysterie* – hier allerdings am Muster der *Vater*-Tochter-Beziehung – als Trauma, das aus der erzwungenen Verdrängung der eigenen vitalen Bedürfnisse und der Triebwünsche resultiert.[24] Gabriele Reuter ist genauer: Ihre Protagonistin verliert in der Fürsorge „das Verlangen nach leidenschaftlichen Freuden“, sie wird depressiv. Als sie nach dem Tod der Mutter allein zurückbleibt, definiert sie ihre Situation in paradigmatisch mütterlicher Weise: „Sie wollte nun für andere leben“ (S. 153). Die Identifikation von Frausein und Muttersein stellt Gabriele Reuter hier mit der Erzählstrategie der Erlebten Rede als Doppelstimme ironisch aus.

Zuerst sind es die Kinder der verheirateten Freundinnen, um die sie sich kümmert. Als jedoch die zärtliche Zuneigung der Kinder Eifersucht und Besitzansprüche der leiblichen Mütter auf den Plan ruft, steht sie wieder vor dem Beziehungsnichts. Nun tritt der Wunsch nach einem eigenen Kind gebieterisch auf. Auf einer Reise bietet sich ihr die Gelegenheit, das Neugeborene eines Fabrikmädchens, das bei seiner Geburt gestorben war und dessen Vater unbekannt ist, zu sich zu nehmen. Der Hass, der auf die Provokation der ledigen Mutterschaft antwortet, formiert sich in verschiedenen Gruppen: da sind die Verwandten, die Männer in guten Lebensstellungen, sodann die Mütter mit Trauring, die Männer im Club und schließlich der Arzt. Besonders anlässlich einer schweren Kinderkrankheit stellt Reuter die in den heteronormativen gesellschaftlichen Strukturen erzeugten Frustrationen dar, die

im Neid auf die aufopfernde Pflege für ein fremdes Kind zutage treten. Aus dem Munde des Arztes tönt der erbbiologische Diskurs: „Schlechte Säfte, verdorbenes Blut. (...) Geben Sie das Kind fort, Sie werden keine Freude daran erleben“ (S. 156). Evis verheiratete Freundinnen konstruieren die schwere Krankheit als Unfähigkeit, mithin Schuld der nicht-leiblichen Mutter: „Da sieht man, was daraus entsteht, wenn eine alte Jungfer sich mit Kinderpflege abgeben will! (...) Sie wird den armen Wurm noch völlig zu Grunde richten“. Das Engagement der ledigen Mutter wird, mit der Autorität der Bibel im Gepäck, als Anmaßung, mithin als Sünde gebrandmarkt:

> Sämtliche junge Frauen waren einig in der Ansicht, dass Evi ohne den Trauring und die Qualen der Geburtsstunden kein Recht auf Mutterglück und Muttersorgen habe. Es war einfach lächerlich, wenn sie sich dieselben anmaßte. (S. 157)

Der Trauring als Entrébillett nicht nur für Mutterglück, sondern auch Mutter*sorgen* – damit zeigt Reuter, wie viel an Masochismus in die heterosexuelle und durch die Ehe sanktionierte Geschlechterordnung eingegangen ist. Die Mutterqualen, die sich die verheirateten Frauen nicht nehmen lassen wollen, verbürgen die Hierarchie-Differenz gegenüber der alten Jungfer und Adoptivmutter und sind Garant der Partizipation an der Macht.

Als das erkrankte Kind wider Erwarten am Leben bleibt, ist der Arzt zwar voller Bewunderung, hält aber an seinem Ausgrenzungsdiskurs zwischen Gutem und Schlechten, Eigenem und Fremden fest: „Eine Pflege, die das möglich macht, ist bewundernswürdig! Und das alles für ein fremdes Kind!“ Aus diesem Widerspruch wird sodann Evis Fehltritt konstruiert: „‚Ob da nicht doch die Natur sich verraten hat?‘ fragten die Männer im Club. Der Arzt zuckte die Achseln: ‚Man sollte eine so große Aufopferung sonst nicht für möglich halten‘“ (S. 157). Evis Ersatzelternschaft wird nicht als soziale Leistung und kulturelle Tat gewürdigt, sondern auf Natur, d.h. Triebnatur reduziert – denn Kulturträger kann laut zeitgenössischem Geschlechterdiskurs nur der Mann sein. Mit dieser Argumentationskette zeigt Reuter ganz nebenbei, dass die Frauenbewegung mit ihrem Konzept der ‚geistigen Mütterlichkeit‘, in die „Mutterschaftsfalle“ lief:[25] Mütterlichkeit, wie ‚geistig‘, ‚sozial‘, ‚organisiert‘ auch immer, lässt sich nur zu leicht dem Natur-Pol innerhalb der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zuordnen und zementiert daher die Dichotomie, statt zu einer Lockerung der starren Opposition beizutragen.

Doch, wie gesagt, scheitert Evi nicht nur an Behinderungen von außen, sondern an den verinnerlichten Theoremen. Mutterschaft als vornehmster, ja heiliger Beruf der Frau ist ihr in Fleisch und Blut übergegangen und äußert sich in der „scheuen Gier“ nach dem Kind und dem „Neid“ auf Mütter jeglichen Standes. Das Adoptionsprojekt, das sie auf einem Umweg zur Mutter macht, ist somit sowohl diskursgesteuert wie innerstes Bedürfnis, also quasi normkonform. Evi scheitert vor allem, weil sie vom idealisierten Mutterberuf unbewusst Entschädigungen erwartet für die Entbehrungen, die sie aufgrund eben der Idealisierung von Mütterlichkeit im Sinne eines selbstlosen Daseins für andere zu ertragen hatte. Letztlich sind das die Zumu-

tungen, die aus der Abwertung der Frau zum zweiten Geschlecht, ja zum Nichts resultieren. Denn auch die sozialen Berufe, in denen sich ‚geistige Mütterlichkeit‘ zu bewähren hatte, sind von der Lehrerin bis zur Fürsorgerin sämtlich Berufe zweiter Ordnung, die noch dazu mit einem Zölibat belegt waren. Auf Grund dieser Entwertung spiegelt die Adoptivmutter die Nöte auch der verheirateten Mütter, allen voran ihre Einsamkeit und ihren Mangel an Selbst: Die Zärtlichkeit ihrer Kinder beanspruchen sie – aus Not – als ihren alleinigen Besitz. Evi malt sich

> das große, große Glück [aus, A. L.-K.], ein kleines, fremdes, hilfloses Wesen an ihr einsames Herz zu nehmen. Ganz, ganz klein mußte es sein, und beide Eltern mußten tot sein, damit sie es allein für sich haben konnte. (S. 154)

Das Adoptivkind erfüllt dann in der Tat die Funktion, ihr bedürftiges Selbst zu stabilisieren. Indem sie es in Mützchen und Jäckchen kleidet, die sie selbst einmal getragen, macht sie es zum Substitut ihrer eigenen verlassenen Person und bemuttert in ihm sich selbst. Von ihrer Adoptivtochter lässt sie sich zwar Tante nennen, erlaubt sich aber, das Kind zu sich ins Bett zu nehmen und es zu bitten: „Mama“ zu ihr zu sagen. In dieser Grenzüberschreitung lässt Reuter die Problematik dieser Adoptivelternschaft gipfeln:

> Und das Kind umfaßte Evis Hals mit seinen Ärmchen, drückte sich mit seiner ganzen kleinen Kraft fest an sie, sah sie schelmisch an und hauchte ihr ins Ohr: „Mama!“ Über des Mädchens Antlitz flossen dann lautlos die Thränen herab und sie küßte das fremde Kind hundert- und hundertmal. (S. 158)

Reuter macht klar, dass dieses Kind, welches das beschädigte Selbst seiner Mutter zu reparieren hat, das „fremde Kind“ und dazu ein „unglückliches Kind“ (S. 161) bleiben wird. Implizit heißt das, dass (Adoptiv-)Mutterschaft erst gelingen kann, wenn Frauen ein eigenes Selbst entwickeln dürfen und nicht mehr dem Auftrag eines Mütterlichkeitsideals folgen, selbstlos für andere zu leben. Dieser Auftrag stellt sich nämlich dialektisch als Missbrauch des anderen, hier des Kindes, heraus. Schon eine der ersten erbitterten Rezensentinnen des *Physiologischen Schwachsinns des Weibes* hatte Möbius vorgehalten, dass „zur Hochhaltung des Mutternamens (...) sowohl die Achtung der Kinder wie die Selbstachtung“ gehörten.[26] Die Reuter spiegelt an der Einsamkeit der allein erziehenden Mutter die Einsamkeit der verheirateten Mütter und thematisiert in transgenerationaler Perspektive, wie Mütter ihr eigenes bedürftiges Selbst an die Töchter weitergeben. Lina/Helena ist Substitut des idealen Selbst ihrer (Adoptiv-)Mutter Evi und hat in der Bezauberung der Männer mit dem Ziel der Heirat ein Ideal zu realisieren, das dieser selbst misslungen ist. Dieser Auftrag belastet jedoch das Selbst des Kindes, und in der Gefahr des Sich-Wegwerfens, diesmal an einen falschen Liebhaber, ist auch die Depression der Tochter vorgezeichnet.

Als Beispiel für eine verheiratete Mutter, an der die gleiche Problematik – die einer durch das Geschlechterverhältnis induzierten Depression und deren Weiterga-

be an die Kinder – aufgezeigt wird, möchte ich auf die Figur der Marie in Helene Böhlaus *Halbtier!* vorausweisen: Hier wird eine begabte junge Frau mit brutaler Härte aus dem männlich konnotierten kulturellen Bereich, konkret aus der Kommunikation mit ihrem Mann, einem großen Künstler, ausgeschlossen und buchstäblich auf ein Dasein im Kinderzimmer reduziert:

> Von diesem Tag an warb sie [Marie, A. L.-K.] nicht mehr um die geistige Zugehörigkeit zu ihrem Gatten. (...) Diese arme, bittende Seele drängte sich nicht mehr an ihn heran. (...) Den ganz kleinen Kindern vertraute Marie sich an, nahm sie auf den Schoß und klagte es ihnen leise in die Öhrchen, was ihr gethan worden war.[27]

Es war Sandor Ferenczi, der 1932 erstmals solche Klageerfahrungen der Kinder als eine Form von Traumatisierung erkannte und beschrieb.

> Nebst leidenschaftlicher Liebe und leidenschaftlichem Strafen gibt es auch ein drittes Mittel, ein Kind an sich zu binden, und das ist: *der Terrorismus des Leidens.* (...) Eine ihre Leiden klagende Mutter kann sich aus dem Kind eine lebenslängliche Pflegerin, also eigentlich einen Mutterersatz schaffen, die Eigeninteressen des Kindes gar nicht berücksichtigend.[28]

Hedwig Dohm: *Sibilla Dalmar*[29]

Die fatalen Folgen der Idealisierung der Mutterschaft – auch innnerhalb der Ehe – zeigt Hedwig Dohm in ihrem Roman *Sibilla Dalmar* auf, und wiederum am Beispiel der weiblichen Generationenfolge. Mutterschaft als „Beruf der Frau" fördert die Segregation der Geschlechter – Kommunikation mit dem Ehemann findet kaum mehr statt –, so dass faktisch auch in der Ehe Ein-Elternschaft vorliegt: „Der Vater als Erzieher!" (S. 40), das ist in diesem Roman soviel wie ein Widerspruch in sich. Zudem rückt der Ehegatte selbst in die Rolle des Kindes ein und adressiert seine Frau als „unsre Mutti", so dass ihr Vorname Außenstehenden überhaupt nicht bekannt ist. Vordergründig durch sein Künstlertum motiviert, ist der Vater Sibillas bald ganz abwesend, amüsiert sich in einer fremden Stadt und liefert damit die Tochter an die Mutter aus. Auf Seiten der Frau erweist sich ‚Mutterschaft als Beruf' als so reduktiv, dass alle anderen Fähigkeiten verkümmern. Sibillas Mutter wird mit einer verwelkten Knospe verglichen, „die nie Blume gewesen war" (S. 1).

> Daß sie unbeachtet blieb, war ihr gerade recht. Ohne jede Bitterkeit hatte sie sich damit abgefunden, *nur* die Mutter ihrer Tochter zu sein. Ihrer Tochter Sibilla! ein so süßes Geschöpf! Alle ihre Gemütskraft concentrierte sich in der Anbetung ihres Kindes. (S. 2)

Es entsteht eine symbiotische Mutter-Tochter-Beziehung, in der Grenzen überschritten werden: Der Roman beginnt mit einer Szene, in der die Mutter das Tage-

buch ihrer Tochter liest. Diese ‚Eisprinzessinnen-Mutter‘ imaginiert ihre begabte Tochter als Schriftstellerin, zieht andererseits, da keine Mitgift vorhanden ist, auch eine Berufstätigkeit mit vorausgehendem Studium in Zürich (in Deutschland war das zu dieser Zeit noch nicht möglich) in Erwägung. Doch da die Aussichten, jemals den Beruf ausüben zu können, gering sind oder die Bezahlung schlecht, entschließt sich die Tochter lieber zur Ehe mit einem – wiederum von der Mutter vorgeschlagenen – Angestellten, der ein reicher Bankier zu werden verspricht. Vom Zeitpunkt der Eheschließung an ist das Erzählen als Folge von Briefen an die Mutter organisiert, so dass diese Bindung ständig erneuert und erst mit dem Tod der Tochter beendet wird.

Diese Briefe sind ein Dokument der Einsamkeit der Tochter und ihrer vergeblichen Versuche, eine eigene Identität auszubilden. Sie führt zwar in München einen großen Salon, ist in allen Diskursen der Zeit versiert, sieht sich aber von der Gesellschaft als Frau nicht ernst genommen. Mehr und mehr lernt sie, die herrschende Gesellschaftsordnung, vor allem aber die Ordnung der Geschlechter, zu durchschauen, so dass ihre Briefe zu Dokumenten einer beißenden Kulturkritik werden. Da sie aber erkennen muss, dass sie an den kritisierten Strukturen selbst partizipiert – z.B. mit ihrer Un-Ehe oder ihrer Existenz als luxuriöse Gesellschaftsdame –, wird sie zunehmend bitterer und depressiver, was wiederum die Bindung an die Mutter und das Verharren in erlernter weiblicher Passivität verstärkt und Formen der Selbstsabotage im Gefolge hat. Der erneute Vorschlag der Mutter, sich als Schriftstellerin zu betätigen, wird daher sofort zunichte gemacht: „Bücher schreiben! ich! Wird noch nicht genug gedruckt gelogen? Ich würde ja doch nie wagen zu sagen, was ich denke“ (S. 200). Insofern stellen Sibillas Briefe ihre ungeschriebenen Werke dar. Denn die Nabelschnur der Briefe verhindert, dass die Tochter an die Öffentlichkeit träte und damit sichtbar aktiv und kreativ würde.

Sibillas Kreativität verbleibt im Reproduzieren, Umdenken und Neudenken, erreicht darin aber eine sarkastische Schärfe und intrikate Subversivität, welche die Leserin an Judith Butlers Konzept gesellschaftlicher Veränderung durch Zitation denken lässt.[30] Einer der ersten Rezensenten des Romans hat die Heldin denn auch erbost eine ‚Zitate schnatternde Dekadenz-Gans‘ genannt.[31] Dabei war ihm nicht präsent, dass diese „Gans“ die topische misogyne Geflügelmetapher bereits selbst dekonstruiert hat, indem sie klagt:

> Ich unterliege einem grüblerischen Hang der Zeit: das Suchen nach sich selber. (...) Und hätte ich nun wirklich die Goldader meines Ich’s aus den umhüllenden Schlacken herausgeschält, ich hätte doch nicht die Kraft mich durchzusetzen, um einen philosophischen Ausdruck zu gebrauchen. Aller weiblichen Kreatur werden von früh an die Flügel gestutzt. Und dann zuckt man die Achseln über die Flügellahmen, die nur bis auf den nächsten Zaun fliegen können, wie die Hühner und – Gänse. (S. 192)

Die Geflügel-Metapher Sibillas ist ihrerseits subvertierende Zitation aus Nietzsches *Zarathustra*, wo es im Abschnitt *Von Kind und Ehe* heißt, dass viele Ehen

so schlecht funktionierten, weil sich in der Regel „ein Heiliger und eine Gans" paarten.[32]

Mit 36 Jahren, in einer Phase depressiver Lebensbilanzierung, entwickelt die Protagonistin das Projekt, ein Kind zu schaffen. „So vieles kenne ich, nur das Kind kenne ich nicht" (S. 358). Gut nietzscheanisch tut sie das Gelübde, „das Werk aller Werke zu thun, einen Menschen zu schaffen" (S. 358). Sie möchte zunächst nur ein Kind adoptieren. Erst als sie hört, dass das ausersehene Proletariermädchen Marie schon gestorben ist, entschließt sie sich, das Kind selbst zu bekommen und wählt sich als Erzeuger einen Mann jenseits ihres Salons, der sie sehr verehrt und den sie schätzt, aber nicht wiederliebt. Mit diesem Projekt Kind fächert Hedwig Dohm ideologiekritisch auf, zu welchen Konsequenzen eine Auffassung von ‚Mutterschaft als Beruf' führen kann. Ihre Heldin widerlegt zunächst das Nietzsche-Diktum, dass sich „in der Ehe ein Heiliger und eine Gans paaren", indem sie sich selbst zur Schöpferin des Kindes macht, jenseits sexueller Lust, in der Rolle einer heiligen „Elisabeth", die sich nur kurzzeitig herbeilässt, „Venus" zu sein (S. 362). Der Ehebruch wird nicht begangen um des neuen Partners willen, der vielmehr mit dem Schmutz der Sexualität belegt wird, sondern um des Kindes willen. In dieser ‚keuschen Mutterschaft' treten sodann die perversen Konsequenzen einer Ideologisierung der Sexualität der Frau zutage, die zeittypisch als ‚mütterlich' und ganz dem Kinderwunsch untergeordnet konzeptualisiert wird. Denn, wie Hedwig Dohm zeigt, wird damit auch die Sexualität des Mannes instrumentalisiert. Und in der Tat liegen der Heldin Sibilla Züchtungsgedanken nicht fern, fragt sie doch ihre Mutter, wäre

> nicht offenbar diejenige Vereinigung von Mann und Weib die zweckentsprechendste, die die beste und reinste Erhaltung der Art verbürgte? (...) Wie, wenn zwei der besten und intelligentesten Menschen verschiedenen Geschlechts sich zu einer – verzeihe das Wort – Idealzüchtung vereinigten, zur Schöpfung eines neuen Menschen? (S. 273)

Auch der Vergleich des Kindes mit dem künstlerischen Werk, den Sibilla vornimmt, ist ein Nachdenken bzw. Übernehmen männlicher Vorstellungen:

> Das Kind (...), ist das Werk aller Werke. (...) Ein Buch, ein Bild, ein Lied, das Du geschaffen, Du liebst Dein Werk, aber es liebt Dich nicht wieder. Das Kind aber, Dein Kind, liebt seinen Schöpfer. Wer ein Kind am Herzen hält, fühlt die überschwengliche Wonne des Pygmalion, der von seinem eigenen Werk, seiner Galathea, umarmt wird. (S. 358)

Hier macht sich Sibilla nicht nur die Meinung ihres Zeugungspartners, sondern auch die traditionsbeladene Metapher einer männlichen Produktionstheorie zu eigen. Werke wie Kinder hervorzubringen vollzieht sich als ‚Tötung des Weiblichen im Schöpfungsmythos' und gilt bis ins 20. Jahrhundert als Vorrecht des Mannes.[33] Quelle des Zitats ist hier wieder Nietzsche; für ihn sind Gedanken und Werke symbolische Kinder, eine Symbolik, welche den Neid auf die weibliche Gebärfähigkeit

spiegelt und eine Eingrenzung des Mütterlichen notwendig macht: Da der Mann *nur* Werke wie Kinder hervorbringen kann, die Frau aber Werke *und* Kinder, was ein Plus an Produktivität ist, wird die Frau dahingehend eingeschränkt, dass sie nur Kinder wie Werke hervorbringen soll: Aus der Kunst wird sie ausgeschlossen. „Die Weibchen haben an den Kindern Befriedigung ihrer Herrschsucht, ein Eigentum, eine Beschäftigung, etwas ihnen ganz Verständliches, mit dem man schwätzen kann: dies alles zusammen ist Mutterliebe – sie ist mit der Liebe des Künstlers zu seinem Werke zu vergleichen“, so Nietzsche.[34] Hier hat eine Verkehrung von Zeichen und Bezeichnetem stattgefunden: Ist ursprünglich die Mutterschaft das Modell, an dem das Werk gemessen wird, ist im zweiten Fall die Künstlerschaft das Modell, an dem die Mutterschaft gemessen wird. Diese Verkehrung ist eine Entmächtigung des Weiblichen.

Die Substitution von Kind durch Werk und Werk durch Kind lässt den narzisstischen Missbrauch des Kindes durch die Mutter erahnen. Und in der Tat entwickelt Sibilla, als ihr Projekt gescheitert ist, sie einen Knaben, statt des erwarteten Mädchens geboren hat und am Kindbettfieber stirbt, die Einsicht, dass sie selber das gescheiterte Projekt ihrer Mutter gewesen ist.

> Nichts! Nichts? Das Spiel eines Schattens an der Wand, mein Dasein? Und Du, geliebteste Mutter, Du hättest ein so schönes, eigenes Leben haben können und hast Dich an mich geklammert. Zwei, die an so einer dürftigen Existenz zehrten. (S. 370)

Am Anfang des Romans hatte die Erzählstimme noch konstatiert:

> Sibilla kam es gar nicht in den Sinn, daß diese Mutter auch ein Leben für sich haben könne. Und in der That, sie hatte keins. Als Mutter aber besaß sie unschätzbare Vorzüge (...). (S. 41)

Ebensowenig ist es wohl Sibilla in den Sinn gekommen, dass ihr eigenes Kind als selbständiges Wesen zu respektieren gewesen wäre. Stattdessen hat sie es mit Delegationen überfrachtet, Ort, Zeit, Ausstattung des Werdenden programmiert. „Das Kind – meine Wiedergeburt! Ein Mädchen soll es sein. Johanna wird es heißen wie Du [, Mutter, A. L.-K.]“ (S. 364). Also auch die Mutter soll in ihm wiedergeboren werden. Sie wünscht sich ein Kind weiblichen Geschlechts, weil sie nur dieses verstehen könne sowie wissen könne, „was es will, und was ihm fehlt, besonders was ihm fehlt“ (S. 370). Sichtbar wird hier das Leiden an der Geschlechterdichotomie sowie der Wunsch, den erlittenen Mangel zu beheben, sich im Kind selbst zu restaurieren. An einem Sonntag soll es geboren werden und in Rom, dem Mittelpunkt der abendländischen kulturellen Welt. „Ich sehe [Rom] nur wie einen Rahmen für ein herrliches Bild – mein Kind“ (S. 366).

Das Mutterschaftsprojekt Sibillas scheitert, da sie die Relation Werk-Kind wörtlich nimmt und damit einer männlichen Ideologie erliegt, wie ihr folgendes Bekenntnis zeigt:

> O, ich begreife jetzt ganz die Seligkeit eines Künstlers, der, einer außer ihm liegenden Aufgabe hingegeben, seine ganze Welt in seinem Werke findet, und mit diesem Werke steht und fällt. (S. 364)

Es ist von bitterer Ironie, aber konsequent, dass sie mit dem Scheitern ihres „Werkes" tatsächlich stirbt und das Kind, indem es ein Knabe ist, sich ihren Delegationen entzieht. Sibilla erliegt der Suggestion, im Kind ein Werk zu schaffen, da es ihr in der herrschenden Geschlechterordnung verwehrt ist, sich in einer ernst genommenen, nicht entwerteten Arbeit zu objektivieren. „Arbeit! Arbeit! Und statt dessen von früh an – Toilette, Flirt, Klatsch, ein bißchen Lektüre und Klavierklimpern (...)" (S. 206). Ihr fehlen bildungsmäßige Voraussetzungen, Wissen und Reflexionsniveau. Sie fühlt sich als Übergangsgeschöpf, das zwischen den Zeiten steht – „Ich bin doch schuldlos daran, daß ich zwischen zwei Kulturen geklemmt bin, daß ich nicht rückwärts kann zu den spinnenden, strickenden Hausfrauen, nicht vorwärts zu den freien Geschlechtern, die nach mir kommen werden" (S. 206) –, als Übergangsgeschöpf aber auch in der Weise, dass sie sich nicht als Zentrum von eigener Initiative und Handlungsmächtigkeit, d.h. als Subjekt erfahren kann: „Gallertartig fließe ich auseinander" (S. 165). Kurz, es ist der ihr einsozialisierte Objektstatus, der sie scheitern lässt und der nur mit der Vision des Kindes als eines alter Egos und Subjekts überschritten werden kann. Wie die Mutter die Schönheit und den Geist ihrer Tochter anbetete, so betet die Tochter im Kind ihren „kleinen Gott" an – beides Versuche, über idealisierende Partizipation zu einem Subjekt zu werden. Auch bei Hedwig Dohm nimmt also die geschlechtsspezifische weibliche Sozialisation Züge eines Traumas an, das transgenerational weitergegeben wird.

Franziska zu Reventlow: *Ellen Olestjerne*[35]

Ellen Olestjerne ist der einzige Text in der hier vorgestellten Reihe, in dem die Protagonistin nicht am Projekt Mutterschaft zugrunde geht. Ihr wird vielmehr die Geburt ihres Kindes zur Offenbarung des Lebens selber.

> Mein Weg war wohl oft dunkel und blutig, ich habe den Tod von Angesicht zu Angesicht gesehen und seinen Blick gefühlt (...) – nun sehe ich dem Leben ins Auge und bete es an, weil ich weiß, daß es heilig ist. (S. 168)

Das säkulare Ereignis der Geburt macht die Welt zu einem „Tempel, in dem alle Offenbarungen tönen" (S. 167). Wie für Sibilla Dalmar ist der Wunsch nach einem Kind auch bei Ellen Olestjerne Ergebnis einer Lebensbilanzierung und Herausführung aus einer tiefen Depression, ist „die eine Hoffnung" (S. 159). Auch die Sakralisierung von Schwangerschaft und Geburt findet sich schon bei Sibilla Dalmar. Beide Frauenfiguren rücken in die Nähe der Jungfrau-Mutter, da das Kind nicht mehr Bestätigung des Bundes der Liebespartner, sondern Bestätigung der Fähigkeiten der Frau selbst ist. War in *Sibilla Dalmar* der Partner wenigstens noch

eine Figur des Romans, ein Journalist mit gefährlichen sozialrevolutionären Ideen, so blieb er doch während der Schwangerschaft bereits buchstäblich weggesperrt, nämlich im Gefängnis. Im Roman Reventlow ist der Vater nun programmatisch ausgeschlossen:

> Mein Kind hat keinen Vater, es soll nur mein sein. Ich habe es selbst so gewollt – er ist schon lange fort, und ich würde ihn nicht zurückrufen, selbst wenn ich wüßte, wohin er gegangen ist. Dieser Mann gehört nicht zu meinem Schicksal. (S. 162)

Während in Hedwig Dohms Roman ausdrücklich immer die anderen Frauen im Blick waren – auch Sibilla sieht ihr Kind als Tochter, der sie das zuteil werden lassen möchte, was ihr auf Grund ihres Frauseins vorenthalten blieb –, so sind sie im Roman der Reventlow nur noch abstrakt in dem totalen Bruch mit der patriarchalischen Ordnung präsent. Dieser Ordnung wird provokativ ihre Grundlage entzogen, indem der Vatersname verweigert wird: *pater semper incertus*. Mutterschaft und Geburt werden inszeniert als ein Jenseits von Gesellschaft, ja, als deren Gegenmodell: das Ausgegrenzte, das Verworfene – die uneheliche Mutter – wird zur Heiligen im Tempel. An die Stelle der Bindungen an Familie und Gesellschaft tritt die an ein abstraktes Schicksal:

> Und das Kind? – Ich weiß meine Verantwortung wohl – und ich bin froh, ihm gerade dieses Schicksal bieten zu können – ich will es lehren, sein Schicksal zu lieben, wie ich meines lieben gelernt habe. (S. 166)

Für die Protagonistin ist das erwartete Kind einmal die Bestätigung der Befreiung von einschränkenden Bindungen, d. h. die Bestätigung der Selbständigkeit der Frau: denn die Einrichtung der wenn auch ärmlichen Geburtsstube – in Analogie zum bethlehemitischen Stall – ist selbst erarbeitet: „Es war so viel Freude darin, alles selbst einzurichten, so viel Stolz, daß man es selbst zusammengearbeitet hat“ (S. 167). Die „letzte Arbeit“, d. h. die Geburtsarbeit, ist die Krönung der gegen alle Anfeindungen durchgesetzten Arbeit der Frau für ihren Lebensunterhalt. Auf der anderen Seite ist dieses Kind jedoch narzisstisches Objekt, das als Verkehrung ins Gegenteil all das mitenthält, was der Mutter widerfahren ist: „Die Heimat“, die sie ihm bereitet, ist die, welche sie selbst entbehrt hat. „Der Glanz der Liebe“, der hier zwischen Mutter und Kind leuchten soll, korrespondiert der visuellen Metaphorik, in der die Baby-Forscher über das Spiegeln, d.h. die frühen Kommunikationen zwischen Mutter und Kind, sprechen.

> [I]ch sehe dem Leben ins Auge und bete es an (...). Es hat mich all seinen Reichtum gelehrt an Leiden und Lust – ich liebe alle die Schmerzen, die es mir angetan hat, und all die Opferwunden, die es schlug – (...). Wie konnten wir je Feinde sein? Mag es jetzt geben oder nehmen – ich sehe ihm ins Auge, und wir lächeln beide. (S. 168)

In diesem Schlusssatz des Romans ist das Mutter-Antlitz deutlich zu erkennen, auch wenn es durch den abstrakten Begriff „Leben" ersetzt ist. In der imaginierten Erfahrung von Blick und Wiederlächeln entwirft sich hier die Protagonistin zugleich als Mutter und Kind, was ihr ermöglicht, das bisher entbehrte Urvertrauen zu entwickeln. Das ist umso plausibler, als der gemeinsame Lächelblick kontrastiv auf den bösen Blick der eigenen Mutter bezogen ist:

> Mama! Seit sie denken konnte, fühlte Ellen sich wie verfolgt von ihr und warum? Warum bekamen Mamas Augen immer diesen sonderbaren, bösen Blick und ihre Stimme den zornigen, fast pfeifenden Ton, wenn Ellen nur zur Tür hereinkam? War sie allein mit der Mutter im Zimmer, so wehte es sie eisig an, als ob jeden Augenblick etwas Furchtbares geschehen könnte, und nachts träumte sie manchmal, daß die Mutter mit der großen Schere hinter ihr herlief und sie umbringen wollte. Sie hatte sich ja beinahe daran gewöhnt, wie an ein Gebrechen, mit dem man geboren wird und weiß, daß es auf Lebzeiten nicht wieder abzuschütteln ist. Aber woher die Kraft nehmen, es zu tragen? (S. 26f.)

In der Mutterschaft hat die Protagonistin offenbar diese Kraft gefunden. Sie soll die Wiederholung enttäuschender Erfahrungen mit Liebesobjekten beenden, welche der Roman als Folge einer traumatisierten Kindheit entwickelt. Ellen erwartet von ihren Liebespartnern eine so unbedingte Liebe, wie sie wohl nur das kleine Kind von der Mutter erwarten kann. Diese Überfrachtung des Liebespartners mit Mutterqualitäten wird von Ellen selbst ausgesprochen: „Friedl, denke daran, daß ich keine Mutter habe, nie gewußt, was Mutterliebe ist – das alles musst Du mir ersetzen" (S. 57). Als sie während ihrer zweiten Schwangerschaft von ihrem Ehemann, Reinhard, das Telegramm erhält: „Wiedersehen ausgeschlossen", zieht sie Bilanz.

> Es ist wie eine ewige Wiederholung, die durch mein Leben geht. – Meine Mutter, die mir sagen ließ: Du gehörst nicht mehr hierher –; dann Henryk –, aber der gab mir wenigstens noch die Hand. Und nun auch Reinhard, der mich geliebt haben will. – Das ist also immer das letzte, was Liebe geben kann! – Sie wissen alle nicht, was Liebe ist – sind alle hart. (S. 162)

Wenn auch an dem Projekt der ledigen Mutterschaft der Ellen Olestjerne auf Grund seiner narzisstischen Struktur Zweifel angebracht sind – durch die Verwechslung von Kind und Selbst entsteht ja die grandiose Überzeugung, ich bin mir selbst Vater und Mutter –, so enthält es doch den entscheidenden Schritt zur Selbstheilung, den, sich nicht mehr als Opfer zu fühlen und somit aus dem Objektstatus herauszutreten. Die ledige Mutter wie die Madonna mit dem Kind gehören beide zum System als die zwei Seiten einer Medaille, gehören zusammen wie Verehrung und Verachtung. Franziska zu Reventlow gebührt das Verdienst, diese Identität aufgezeigt und die verachtete Position provokant in das Licht des Sakralen getaucht zu haben.

Unter dem Einfluss von Ludwig Klages entwickelte Franziska zu Reventlow das Modell der „hetärischen Mutter“, auf welches das Ende ihres Romans bereits verweist. In diesem Mutterschaftsmodell wird die Opposition von verheirateter und lediger Mutter, von Hure und Madonna, tatsächlich aufgebrochen:

> Die Hetären des Altertums waren freie, hochgebildete und geachtete Frauen, denen niemand es übel nahm, wenn sie ihre Liebe und ihren Körper verschenkten, an wen sie wollten und so oft sie wollten und die gleichzeitig am geistigen Leben der Männer teilnahmen. Das Christentum hat statt dessen die Einehe und – die Prostitution geschaffen.[36]

Dass der Staat für die unehelichen Kinder aufkommen soll, die aus der Befreiung der Frau zum Geschlechtswesen entstehen, gehört zu den utopischen Implikaten dieses Modells.

In der Ablehnung der herrschenden Ehegesetze besteht hier eine Nähe zu den Forderungen der radikalen Frauenbewegung. Anita Augspurg, promovierte Juristin, rief 1905 öffentlich zu einem Eheboykott auf, denn „die legitime Ehe“, so ihre Argumentation, „bedeutet für die Frau den gesetzlichen Verzicht auf ihre Rechtsexistenz“, und sie bedeutet „die gänzliche Rechtlosigkeit an ihren Kindern“.[37] Mit seinem unehelichen Kind gilt der Vater als nicht verwandt, hat an ihm auch keine Rechte – in der Ehe allerdings hat *nur er* Rechte gegenüber dem Kind, was z. B. seinen Aufenthalt, seine Erziehung, Pflege und Behandlung betrifft: eine Formulierung des Elternrechts ausschließlich zugunsten des Vaters. Deshalb hält es Anita Augspurg für „die Pflicht der sittlich hochstehenden Frau, die freie Ehe zu wählen“.[38] Wäre es nicht ebenso Pflicht, die ledige Mutterschaft zu wählen? Für sie brach sogar der schon genannte Arzt Möbius eine Lanze:

> Ich habe schon einmal angedeutet, daß wir mehr Mütter und mehr Menschenglück haben könnten, wenn wir nicht bloß in der Ehe erzeugte Kinder gelten ließen. Man könnte doch weitherziger sein. Ich wenigstens würde Respekt haben, wenn ein Mädchen sagte: das ist mein Kind, für das ich sorge, von wem ich es habe, geht euch nichts an. ‚Halt ein, Unseliger, du tastest die Grundlage des christlichen Staates an!‘ Hört auf mit der Lüge vom christlichen Staate, er ist so unchristlich wie möglich.[39]

Hier ist dem Verfasser des Traktats vom *Physiologischen Schwachsinn des Weibes* ausnahmsweise einmal zuzustimmen.

Helene Böhlau: *Halbtier!*

Mit ihrer Forderung „Ein Kind und Arbeit!“,[40] die im Zentrum von Helene Böhlaus Roman *Halbtier!* erhoben wird, besteht zwar eine Nähe zur Allein-Elternschaft der Protagonistin von Franziska zu Reventlow, doch steht dort eher die Selbstfindung und Wieder-Beheimatung der Heldin Ellen in ihrem Kind im Mittelpunkt. Da der Roman mit der Geburt endet, bleibt die Tragfähigkeit dieses Mutterschaftsmodells unerprobt. Das gilt auch für den glühenden Entwurf der Isolde „Ein Kind und Arbeit!“, denn sie entwickelt ihn in einer Rede vor einer Frauenversammlung: Diese Rede wird jedoch nie laut, sondern findet nur in einem Tagtraum statt. Isolde, eine Bildhauerin, sucht die Frauenversammlung auf im Zusammenhang mit ihrem künstlerischen Projekt, das „Antlitz des Weibes“ zu bilden. In dieses sollen ihre jahrelangen Auseinandersetzungen mit der „Lage des Weibes“, dem „Geschöpf zweiter Klasse“, eingehen (S. 162). Angestoßen durch die eigene schwere Kränkung seitens des von ihr verehrten Künstlers und angebeteten Mannes, Mengersen – er weckte ihre Gefühle und ihre Hingabebereitschaft, um ihr anschließend ihre Schwester als Ehefrau vorzuziehen –, angestoßen durch diese Verletzung hat sie die großen Werke der Kulturen studiert, um einerseits immer erneut die Verachtung und Ausschließung des Weiblichen zu erfahren und andererseits das Fehlen weiblicher Vorbilder konstatieren zu müssen. „Jedes Buch, das sie aufschlug, bestätigte, was sie empfand. (...) [kein großer Geist war, A. L.-K.] über die Erde gegangen, ohne daß er dem Weib ein neues Schandmal aufgedrückt hatte“ (S. 162). Die Ausbeutung ihrer Person durch den großen Künstler hat ihr die Augen für die Geschlechterordnung geöffnet:

> Das Weib ist nicht Mensch, nur Weib (...) – etwas Geistloses – ohne Feinheit – ohne Freiheit – etwas so Brutales, das nur Körper ist! – (...) Alles, was je gedacht, war vom Mann gedacht worden; alles, was je gethan, war vom Manne gethan worden. Nie war ihr das noch klar geworden, – ganz neu starrte sie das an. Das Weib und das Tier haben nichts gethan und nichts gedacht, von dem man weiß. (S. 132f.)

„[G]etreten, beschimpft, beschmutzt, vereinsamt“, muss sie sich zugehörig fühlen der „verachteten, dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, voll Mensch zu sein.“ (S. 134)

Von der Frauenbewegung erträumt sie sich: „Macht etwas Ganzes aus ihr!“ (S. 167):

> Ohne daß ein Funke von Verachtung in eurem Blick aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen. – Ein Kind und Arbeit! Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht.

Der Wunsch der Isolde ist, als Frau etwas Ganzes und vor allem geachtet zu sein – Verachtung ist ein leitmotivisch wiederkehrendes Schlüsselwort des Textes.

Sie wünscht, dass sich die Frauen wehren gegen die Zuschreibungen, Sklaven, Haus- und Halbtiere à la Schopenhauer und Möbius zu sein. Sie sieht eine Veränderung hin zur Freiheit, wie das ihr Name Isolde Frey signalisiert. Den Weg dorthin sieht sie in der Aufhebung der Spaltung zwischen weiblich und männlich, welche durch die Opposition von Kind und Arbeit repräsentiert wird. Arbeit bezieht sich – das entspricht der Begriffsverwendung im gesamten Roman – vorrangig auf nicht-entfremdete, auf geistige, vor allem aber künstlerische Arbeit. Arbeit, bei der die Seele weit wird, ist schöpferische Arbeit. Das „Kind“ in der Formel benennt die weibliche, die reproduktive Potenz, die der produktiven des männlichen Geistes korrespondiert. Das Plädoyer für Kind *und* Arbeit meint also im Besonderen die Zulassung der Frauen zum Bereich der Kunst und gleichzeitig die Aufhebung ihrer Reduktion auf die bloße Gebärfunktion. Bekanntlich ist ja von allen Ausschließungen, welche die Frau erfährt, jene aus dem Tempel der Kunst eine der härtesten und affektgeladensten, man denke nur an Otto Weinigers Festellung: „Es gibt kein weibliches Genie, hat nie ein solches gegeben und kann nie ein solches geben“.[41] Im ‚Kind‘ wird eine spezifisch weibliche Ressource gesehen, womit die Auffassung verbunden ist, dass es erlaubt sein muss, diese Potentialität zu nutzen, d. h. sie besteht jenseits herrschender Ehe- und Moralgesetze. Eine junge Frau, die ihren Kinderwunsch realisiert, ist keine Gefallene oder Verführte, sondern ‚bleibt unangetastet rein‘ (S. 167).

Dass es sich bei der Zauberformel „Ein Kind und Arbeit!“ um einen Traum, mithin eine Utopie handelt, zeigt, dass nirgends im Roman diese Ganzheit realisiert ist. Vielmehr herrscht die Spaltung, für die symbolisch die beiden Schwestern Frey stehen: Marie und Isolde. Marie, die heteronormative Mutter, bekommt die Kinder und wird von ihrem Ehemann, dem großen Künstlerheros, unter Androhung von Sanktionen aus der Kommunikation über geistige und künstlerische Belange ausgeschlossen. In der Entwicklung hin zur Depression gerät sie zum unheimlichen Doppel ihrer eigenen Mutter. Isolde, die eigenwillig Liebende, realisiert die Arbeitskomponente, bleibt aber einsam. Marie und Isolde verhalten sich also zueinander wie weiblich und männlich: Zahlreiche männliche Einzelzüge kennzeichnen Isolde als die Vaterstochter. Als sie sich eines Tages in ihrem Atelier ihrer Einsamkeit bewusst wird – nach ihrer Kränkung durch den zynischen und brutalen Mengersen hat sie keine Beziehung zu einem Mann mehr aufnehmen können – und sich in ihren Tagträumen die Sehnsucht nach einem Kind regt, wird sie von eben jenem Mengersen sexuell bedrängt und wiederum nur auf ihr Geschlecht reduziert: er stilisiert sie zur Bacchantin, zur Verführerin, zum Rassetier, zum liebestollen Geschöpf. Isoldes Sehnsucht galt aber nicht der sinnlichen, sondern der zärtlichen Liebe:

> Sie sehnte sich nach Leben von ihrem Leben, nach dem süßen Körper von ihrem Körper – nach dem Ende der großen Einsamkeit, nach dem Wesen von ihrem Wesen, nach der Verkörperung einer großen Liebe, nach einer so alleinigen Liebe, so eng aneinandergedrängt, so trostreich – so zwei-eins wie Mutter und Kind sind. (S. 193)

Isolde erschießt zwar ihren Vergewaltiger, den großen Maler Mengersen, den Repräsentanten von Männlichkeit und Künstlertum im Patriarchat, glaubt diesen Akt der Notwehr aber mit ihrem Selbstmord beantworten zu müssen. Mit diesem Akt der Sühne oder der Selbstbestrafung verbindet sie sich zwar wieder mit der hegemonialen Ordnung, in der Frauen zu Blick- und Beuteobjekten und Mütter zu Opfertieren werden, entscheidend scheint jedoch zu sein, dass sie zur Tat findet und aus der Märtyrerinnen- und Opferrolle der Frau heraustritt. Wie männlich konnotiert ihre Vorstellungen auch wirken, was zählt, ist, dass sie sich *nicht mehr* als „waffenlos" (S. 196) erfährt: „Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen – ich breche durch! Und habt ihr mich verschüttet mit Schutt von Jahrtausenden – ich breche durch" (S. 200).

Ihre Emanzipationsforderung: „Ein Kind und Arbeit!", die sie nicht verwirklichen konnte, überlässt Isolde als Vermächtnis ihrer Freundin Lu. Es handelt sich dabei ebenfalls um eine Künstlerin, eine Schriftstellerin, die mit einem Philosophen zusammen *das* Musterehepaar des Romans bildet und auch ein Kind mit viel Liebe und Verständnis großzieht. Trotz der guten Kommunikation zwischen den Ehepartnern besteht das Problem hier darin, dass sich die Ehefrau in der ängstlichen Sorge nicht um ihr eigenes, sondern um das Werk ihres Ehemanns verzehrt, d. h. ständig auf sein Wohl und seine Arbeitsfähigkeit bedacht ist: eine durch Überfürsorge sich als falsch erweisende Liebe. Das emanzipative Postulat „Ein Kind und Arbeit" ist daher im Kern gegen solche die Frau versklavenden Liebesbeziehungen und ehelichen Bindungen gerichtet. Uneheliche Mutterschaft verspricht, das kreative Potential der Frau zu erhalten, das in der patriarchalischen Ehe, in der die Frau selbstlos für Ehemann und Kind sorgt, verloren geht. Selbstlosigkeit und Aufgehen im anderen als seit Generationen internalisiertes Liebesideal ist vielmehr etwas zu Verneinendes, so die Mahnung Isoldes an ihre Künstlerfreundin:

> „Zieh die Liebe in dir nicht so unselig groß. Siehst du, wir Frauen neigen dazu, alles in die Liebe zu legen. Wir haben die Liebe zu einer Art Untier gezogen, zu einer Bestie. Sie hat unsern Geist gefressen. Wir haben uns an ihr arm und dumm gefüttert." (S. 198)

Die Forderung zu arbeiten gilt der Mäßigung dieser Liebe, letztlich aber der Entwicklung einer vom anderen getrennten Position: „Lu arbeite! Arbeite dich zu Tode meinetwegen, Lu. Verzehre deine Kräfte in deiner Arbeit, aber nicht in Liebe und Angst. Sei ein geistiges Geschöpf" (S. 198).

Die permanente Sorge um ihren Gatten, den großen Philosophen, – „Das Werk ihres Mannes war Frau Lus Lebenshoffnung" (S. 87) – fügt diese Frau ein in die Reihe der Märtyrerinnen unter dem Motto: „Weib sein! Sich opfern" (S. 54). Die weltgewandte Salondame Mrs. Wendland sieht daher diese Frau hellsichtig ebenfalls an ein Kreuz genagelt, mag dieses Golgatha auch aus den Rosen der Liebe bestehen (S. 46). Hinter das Lebens- und Liebesmodell der – durch ihren Namen ausgezeichneten – Familie *Geber* setzt daher der Roman allein schon durch die

penetrante Wiederholung ihres Idyllencharakters – ‚euer schönes, stilles Heim‘, ‚eure Insel der Seligen‘ (S. 137, 146) – ein Fragezeichen. In einem Text, der die Selbstlosigkeit der Frauen, ihre Opferbereitschaft problematisiert, wirkt zudem ein Selbstlosigkeitsprogramm aus Philosophenmund deplaziert, mag es sich auch um fernöstliche bzw. Schopenhauersche Weisheiten handeln:

> „Du gewinnst in dem Maße, wie du verlierst. Sei selbstlos aus Selbstsucht. Du tauschest den Himmel ein für die Erde, – für den sterblichen Menschen die ewige Gottheit. Sei selbstlos gegen deinen Nächsten, sei selbstlos gegen Fernstehende, sei selbstlos gegen die ganze Menschheit, gegen alle Wesen, gegen die ganze Welt. Das ist Erlösung! Gib das ‚Ich‘ auf und du bist das ‚All‘.“ (S. 191)

Damit wird einerseits ironisch auf die Weltfremdheit des Philosophen Geber abgehoben sowie andererseits auf die Schwierigkeit der jungen Frauen, sich aus der Idealisierung der ‚großen‘ Vaterfiguren zu lösen. Das gilt auch für Isolde, die erst am Ende ihr Selbst findet, indem sie sich als Täterin begreift. Böhlau bedient sich einer Neben- und Außenseiterfigur, Mrs. Wendland, die als Ausländerin auf die deutsche Szene blickt, um ihre Kritik an den Männlichkeitspositionen der Zeit anzubringen.

> „Ich bewundere die deutsche Frau, daß ihr die Geduld nicht ausging. Ich würde eine Bombe nehmen und auf die Schlafrock von meinem Mann werfen und auf die Schlafrock von alle Männer, die schreiben und philosophieren und sprechen von die Frau. Mitten in ihr Dunkel würde ich werfen. (...) Deutsche Liebe! Ich mache zwei Kreuze davor, damit man sich in acht nimmt.“ (S. 47f.)

An dieser und etlichen anderen Textstellen kann man zeigen, wie sorgfältig Böhlau Isoldes Aggression, den Pistolenschuss, vorbereitet: Die Bombe als Gegengewalt belegt das Ausmaß männlicher Gewalt, der die Frauen, und besonders die Mütter, in der patriarchalen Ordnung ausgesetzt sind. Psychoanalytisch gesehen, kann sogar die übergroße Sorge der Frau Lu um ihren Philosophengatten als unbewusster Todeswunsch gelesen werden. Das bestätigt der Text wie folgt: Genau in dem Augenblick, als Isolde Mengersen erschießt, erwacht Lu, so lässt sich rekonstruieren, aus einen Alptraum, der offenbar den Tod ihres Mannes zum Inhalt hat und klagt: „Die Todesfurcht für ihn. Man lebt doch wie vor einer Hinrichtung“ (S. 197). Bei Lu kann sich also die Aggression gegen männliche Vereinnahmung und damit der Wunsch nach einem eigenen Selbst nur in den Verkleidungen der Traumsprache äußern.

Die Aussicht auf „Ein Kind und Arbeit!“ und die damit verbundene Hoffnung auf eine Änderung im Geschlechterverhältnis, die Hoffnung auf eine „neue starke Menschheit“, steht also im Zeichen des Utopischen. „Achtung wird das Weib unter der Sonne genießen“ (S. 167) – das ist Isoldes Wunsch für die Zukunft. Aber ist die

scheinbar so emanzipatorische Formel der rechte Wegweiser dorthin oder stellt der Text ihre Praktikabilität nicht selbst in Frage? Zunächst gibt ihre Zweigliedrigkeit zu denken, ihre Zusammensetzung aus einem weiblichen und einem männlichen Anteil, in der die Polarisierung der Geschlechtscharaktere, das Denken in Gegensätzen, beibehalten wird, was unweigerlich zur Hierarchisierung führen muss.[42] Als Beispiel sei Otto Weininger genannt, der zunächst bei jedem Menschen, sei er Mann oder Frau, ein unterschiedliches Mischungsverhältnis von männlichen und weiblichen Anteilen, groß M und groß W, annahm, wobei W für weiblich/triebhaft steht, M für männlich/geistig. Dass unterschwellig dabei immer eine Priorisierung des Männlichen stattfindet, verrät sich an der Sprache. Im Fortgang von Weiningers Untersuchung wird nämlich, was eigentlich eine Bestimmung der Komponente W oder M ist, mehr und mehr zu einer ontologisierenden Wesensbeschreibung *der* Frau oder *des* Mannes, die einander wie positiv und negativ gegenüber stehen. So spricht Weininger von der „Non-Entität der Frau (...) Formung und Bildung der Frau durch den Mann. (...) Der Mann als das Etwas, die Frau als das Nichts".[43] Die Zweierformel „Ein Kind und Arbeit!" mit der impliziten Entgegensetzung ihrer Teile ist an der abendländischen männlich ausgerichteten Identitätslogik orientiert, die nach dem Muster des kontradiktorischen Urteils mit Ausschlüssen operiert.[44] Mit den polarisierten Wesensbestimmungen von männlich und weiblich lassen sich also keine historischen Veränderungen herbeiführen. Das gilt folglich auch für die Bestimmung des Wesens der Frau über das Kind, über die Mutterschaft. Diese Wesensbestimmung kann zwar dazu dienen, die ledige Mutter und ihr Kind nicht länger zu diskriminieren und damit Leiden zu mildern. Mutterschaft kann aber keine hinreichende Bestimmung der Frau sein, denn so gibt schon Hedwig Dohm zu bedenken:

> Mit einiger Übertreibung könnte man sagen, daß die Mutterschaft einen Saisoncharakter trägt. Unser Leben währt sieben oder acht Jahrzehnte. Die Zeit, in der das Kind auf die Mutter angewiesen ist, beträgt wenig mehr als ein Jahrzehnt.

Und sie folgert: „Im allgemeinen (...) macht des Weibes Einzelleistung als Mutter nicht ihre Gesamtpersönlichkeit aus".[45] Was in der Formel „Ein Kind und Arbeit!" weiterhin nicht bedacht ist – und das macht sie so angreifbar –, ist die Position des Kindes. Es wird funktionalisiert zum Wohle der Mutter, „es soll ihr das Herz froh machen". Nun kann die Betonung der Arbeit, welche die „Seele weit" macht, zweifellos auch zu einer angemessenen Sorge um das Kind führen. Aber die Gefahr liegt doch nahe, dass es bei diesem Programm zu einer Beeinträchtigung des Kindes kommt. Sowohl an Marie wie an Isolde und auch an deren Mutter wird vorgeführt, wie in Phasen der Depression das Kind die Funktion eines Trösters und Helfers übernehmen muss. Die Proklamation des Rechts auf Mutterschaft, wenn auch gekoppelt an das der Berufstätigkeit, der Arbeit, ist hinsichtlich ihres emanzipatorischen Potentials also problematisch und wird kaum die ‚Mutterfalle' zu umgehen vermögen.

Hiermit kehre ich zu meiner Frage vom Anfang zurück: „Wie viel Mutter braucht das Kind?“ und überlege, ob ich nicht von ihrer Umkehrung gehandelt habe: „Wie viel Kind braucht(e) die Mutter, vielmehr die Frau und warum?“ „Die Mutterschaft auf ihr vernünftiges Maß zurückzuführen, ist eine Aufgabe der Zukunft“, so befand Hedwig Dohm im Jahr 1900.[46]

Anmerkungen

1 *Badische Zeitung* (Freiburg/Br.), Montag, 20. Dezember 2004, S. 23. Es sei nachgetragen, dass es sich bei dieser Überschrift um eine Anspielung auf den Buchtitel von Herrad Schenk handelt: *Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos der guten Mutter*, Köln 1996.

2 Die berühmte Formel von der ‚hinreichend guten Mutter' prägte der englische Psychoanalytiker Donald W. Winnicott: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung* (1965), Frankfurt/M. 1984, S. 231.

3 Vgl. Martin Dornes: *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt/M. 1993 und Jesper Juul: *Das kompetente Kind,* Reinbek bei Hamburg 2003.

4 Vgl. Christa Rohde-Dachser: „Abschied von der Schuld der Mütter", in: *Praxis Psychotherapie und Psychosomatik* 34, 1989, S. 250-260.

5 Irene Stoehr: „‚Organisierte Mütterlichkeit'. Zur Politik der deutschen Frauenbewegung um 1900", in: Karin Hausen (Hrsg.): *Frauen suchen ihre Geschichte*, München 1983, S. 221-249.

6 Hedwig Dohm: *Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage*, Berlin 1903 und Hedwig Dohm: „Die neue Mutter" [1900], in: Dies.: *Die Neue Mutter,* hrsg. von Berta Rahm, Neunkirch 1987, S. 9-24.

7 Helene Böhlau: *Das Recht der Mutter*. Roman*,* Berlin 1896.

8 Adele Gerhard und Helene Simon: *Mutterschaft und geistige Arbeit. Eine psychologische und soziologische Studie,* Berlin 1901.

9 Helene Stöcker: „Zur Reform der sexuellen Ethik", in: *Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik* 1, H. 1, 1905, S. 1-12.

10 Paul Julius Möbius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* [Halle 1900], Augsburg 2000, S. 86.

11 Arthur Schnitzler: *Der einsame Weg.* Schauspiel in fünf Akten [1904], Stuttgart 1993, S. 41.

12 Paul Julius Möbius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, Augsburg 2000, S. 34.

13 Ebd., S. 35.

14 Ebd., S. 41.

15 Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey): *Halbtier!* Roman [1899], herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Henriette Herwig und Jürgen Herwig, Mellrichstadt 2003.

16 Vgl. hierzu die Ausführungen von Irene Stoehr, München 1983, bes. S. 223-226.

17 Helene Lange in der sog. *Gelben Broschüre,* d.i. *‚Begleitschrift zu einer Petition an das preußische Unterrichtsministerium und das preußische Abgeordnetenhaus'*: „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung", in: Elke Frederiksen (Hrsg.): *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915,* Stuttgart 1981, S. 207-226, hier S. 221.

18 Vgl. die Nachweise bei Monika Simmel: *Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert,* Frankfurt/M. 1980, S. 133.

19 Siehe hierzu ausführlich Annette Kliewer: *Geistesfrucht und Leibesfrucht: Mütterlichkeit und „weibliches Schreiben" im Kontext der ersten bürgerlichen Frauenbewegung,* Pfaffenweiler 1993, S. 241-253.

20 Gabriele Reuter: *Evis Makel.* Novellette, in: Dies.: *Der Lebenskünstler,* Berlin 1897, S. 149-164. Die Seitenangaben im Text folgen dieser Ausgabe.

21 Die Anrede ‚Fräulein‘ wurde schon in der Frauenbewegung als diskriminierend, ‚unsittlich‘ und als ‚lächerlicher Anachronismus‘ eingeschätzt und bekämpft, vgl. Elke Frederiksen (Hrsg.), Stuttgart 1981, S. 190f. – Dass die Adoption eines Kindes laut Allgemeinem Landrecht bzw. Bürgerlichem Gesetzbuch (ab 1896) für unverheiratete Frauen möglich war, belegt mit prominenten Beispielen Bärbel Kuhn: *Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850-1914),* Köln/Weimar/Wien 2002, S. 94.

22 Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* [Wien 1903], München 1980, S. 288.

23 Thomas Mann: *Buddenbrooks,* Roman, 53. Aufl. Frankfurt/M. 2004, S. 167-168.

24 Josef Breuer/Sigmund Freud: *Studien über Hysterie* [Leipzig/Wien 1895], Frankfurt/M. 1970, vgl. bes. „Frl. Elisabeth von R....“, S. 108-138.

25 Reuter nimmt also die heutige Kritik am Differenzfeminismus Helene Langes hellsichtig vorweg, vgl. die reflektierte Einschätzung Helene Langes bei Ute Gerhard: *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung,* unter Mitarbeit von Ulla Wischermann, Reinbek bei Hamburg 1990, bes. S. 148.

26 Eugenie Hennig: „Zur Frauenemanzipation. Eine Antwort an Herrn Dr. Möbius“, in: *Umschau* 190, 1901 (Rezension wiederabgedruckt in: Paul Julius Möbius, Augsburg 2000, S. 176).

27 Helene Böhlau, Mellrichstadt 2003, S. 185.

28 „Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft“ [1932], in: Sandor Ferenczi: *Schriften zur Psychoanalyse,* Auswahl in zwei Bänden, hrsg. von Michael Balint, Bd. 2, Frankfurt/M. 1972, S. 303-313, hier S. 312.

29 Hedwig Dohm: *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts,* Berlin 1896. Die Seitenangaben im Text folgen dieser Ausgabe.

30 Vgl. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers. von Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991, bes. S. 201ff (Originalausgabe: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London 1990).

31 „Sie ist eine Gans wie andere Dekadenz-Gänse auch. Ein ewiges Zitateschnattern.“ Rezension zu *Sibilla Dalmar* in: *Die Gesellschaft* 13, 1887, S. 401-402.

32 Die zahlreichen intertextuellen Bezüge in *Sibilla Dalmar* hat Gaby Pailer aufgezeigt: *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft“ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms. Zugleich ein Beitrag zur Nietzsche-Rezeption um 1900,* Pfaffenweiler 1994, hier S. 104. Vgl. Friedrich Nietzsche: *Werke,* hrsg. von Karl Schlechta, Bd. II, Darmstadt 1966, S. 332.

33 Vgl. mit Bezug auf Walter Benjamins ‚Denkbild‘ „Nach der Vollendung“ Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie,* Stuttgart/Weimar 1995, S. 21-29.

34 Friedrich Nietzsche: „Die Mütter“, in: *Die fröhliche Wissenschaft,* in: Ders.: *Werke*, Bd. II, Darmstadt 1966, S. 84.

35 Franziska zu Reventlow: *Ellen Olestjerne.* Roman [1903], München 2002.

Die Seitenangaben im Text folgen dieser Ausgabe.

36 Franziska zu Reventlow: „Viragines oder Hetären?“, [1899], in: Dies.: *Autobiographisches*, hrsg. von Else Reventlow, München 1980, S. 468-488, hier S. 479.

37 Anita Augspurg: „Ein typischer Fall der Gegenwart [gesetzliche oder freie Ehe]. Offener Brief (1905)“, in: *Frauen und Sexualmoral,* hrsg. und eingeleitet von Marielouise Janssen-Jurreit, Frankfurt/M. 1986, S. 101-107, hier S. 102-105.

38 Ebd., S. 102.

39 Paul Julius Möbius, Augsburg 2000, S. 87.

40 Helene Böhlau, Mellrichstadt 2003, S. 167. Die Seitenangaben im Text folgen dieser Ausgabe.

41 Otto Weiniger, München 1980, S. 242.

42 Cornelia Klinger hat mit Niklas Luhmann für das Geschlechterverhältnis gezeigt, dass auf Grund der klassischen Logik jede Unterscheidung mit einer Asymmetrierung einhergeht, daß bei der Entgegensetzung zweier Terme stets die Priorisierung eines der Terme stattfindet. Cornelia Klinger: „Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen: Genus im Diskurs der Philosophie“, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof (Hrsg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften,* Stuttgart 1995, S. 34-59, hier S. 40f.

43 Otto Weiniger, München 1980, S. XXI. Auf S. 242 heißt es sogar apodiktisch: „Man ist entweder Mann oder Frau, so viel man auch von beiden Geschlechtern Eigentümlichkeiten haben mag“.

44 Siehe dazu ausführlich Cornelia Klinger Stuttgart 1995, S. 40-42.

45 Hedwig Dohm, Neunkirch 1987, S. 70.

46 Hedwig Dohm, Berlin 1903, S. 22.

Literatur

Augspurg, Anita: „Ein typischer Fall der Gegenwart [gesetzliche oder freie Ehe]. Offener Brief (1905)“, in: *Frauen und Sexualmoral,* hrsg. und eingeleitet von Marielouise Janssen-Jurreit, Frankfurt/M.1986, S. 101-107.

Böhlau, Helene (Frau al Raschid Bey): *Halbtier!* Roman [1899], Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Henriette Herwig und Jürgen Herwig, Mellrichstadt 2003.

Böhlau, Helene: *Das Recht der Mutter*. Roman*,* Berlin 1896.

Breuer, Josef/Sigmund Freud: *Studien über Hysterie*,[Leipzig/Wien 1895] Frankfurt/M. 1970.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, übers. von Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (Originalausgabe: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London 1990).

Dohm, Hedwig: *Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts,* Berlin 1896.

[Dohm, Hedwig: *Sibilla Dalmar*] Rezension, in: *Die Gesellschaft* 13, 1887, S. 401-402.

Dohm, Hedwig: *Die Neue Mutter*, hrsg. von Berta Rahm, Neunkirch 1987.

Dohm, Hedwig: *Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage*, Berlin 1903.

Dornes, Martin: *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt/M. 1993.

Ferenczi, Sandor: „Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft“ [1932], in: *Schriften zur Psychoanalyse,* Auswahl in zwei Bänden, hrsg. von Michael Balint, Frankfurt/M. 1972, S. 303-313.

Frederiksen, Elke (Hrsg.): *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915,* Stuttgart 1981.

Gerhard, Adele/Helene Simon: *Mutterschaft und geistige Arbeit. Eine psychologische und soziologische Studie,* Berlin 1901.

Gerhard, Ute: *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, unter Mitarbeit von Ulla Wischermann, Reinbek bei Hamburg 1990.

Hennig, Eugenie: „Zur Frauenemanzipation. Eine Antwort an Herrn Dr. Möbius“, Rezension, in: *Umschau* 190, 1901 (wiederabgedruckt in: Möbius 2000, S. 175-178).

Juul, Jesper: *Das kompetente Kind,* Reinbek bei Hamburg 2003.

Kliewer, Annette: *Geistesfrucht und Leibesfrucht: Mütterlichkeit und „weibliches Schreiben“ im Kontext der ersten bürgerlichen Frauenbewegung,* Pfaffenweiler 1993.

Klinger, Cornelia: „Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen: Genus im Diskurs der Philosophie“, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof (Hrsg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften,* Stuttgart 1995, S. 34-59.

Lindhoff, Lena: *Einführung in die feministische Literaturtheorie,* Stuttgart/Weimar 1995.

Kuhn, Bärbel: *Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850-1914),* Köln/Weimar/Wien 2002.

Mann, Thomas: *Buddenbrooks,* Roman, 53. Aufl., Frankfurt/M. 2004.

Möbius, Paul Julius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* [Halle 1900], Augsburg 2000.

Nietzsche, Friedrich: *Werke,* in drei Bänden, hrsg. von Karl Schlechta, Darmstadt 1966.

Pailer, Gaby: *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft" im erzählerischen Werk Hedwig Dohms. Zugleich ein Beitrag zur Nietzsche-Rezeption um 1900,* Pfaffenweiler 1994.

Reuter, Gabriele: *Evis Makel. Novellette*, in: Dies.: *Der Lebenskünstler,* Berlin 1897, S. 149-164.

Reventlow, Franziska zu: „Viragines oder Hetären?" [1899], in: Dies.: *Autobiographisches,* hrsg. von Else Reventlow, München 1980, S. 468-488.

Reventlow, Franziska zu: *Ellen Olestjerne.* Roman [1903], München 2002.

Rohde-Dachser, Christa: „Abschied von der Schuld der Mütter", in: *Praxis Psychotherapie und Psychosomatik* 34, 1989, S. 250-260.

Schnitzler, Arthur: *Der einsame Weg.* Schauspiel in fünf Akten [1904], Stuttgart 1993.

Simmel, Monika: *Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert,* Frankfurt/M. 1980.

Stöcker, Helene: „Zur Reform der sexuellen Ethik", in: *Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik* 1, H. 1, 1905, S. 1-12.

Stoehr, Irene: „‚Organisierte Mütterlichkeit'. Zur Politik der deutschen Frauenbewegung um 1900", in: Karin Hausen (Hrsg.): *Frauen suchen ihre Geschichte*, München 1983, S. 221-249.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* [Wien, 1903], München 1980.

Winnicott, Donald W.: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung*, übers. von Gudrun Theusner-Stampa, Frankfurt/M. 1984 (Originalausgabe: *The Maturational Processes and the Facilitating Environment*, London 1965).